

Terms: \$2.00 per Annum in Advance. — Address: Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Evangelisch - Lutherisches

Schulblatt.

Monatschrift
für
Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben
von der
Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison
von
Dir. C. A. W. Krauß und Prof. F. Lindemann.

Motto: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht,
denn solcher ist das Reich Gottes.

Matth. 10, 14.

32. Jahrgang. — Dezember.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1897.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Inhalt.

	Seite
Gefahren unsers Berufs.....	353
Heinrich Schütz und seine Passionsmusik.....	359
Children's Mistakes in Language.....	362
A Few Suggestions to Aid the Discipline.....	366
Die historische Entwicklung unsers Tonsystems und unserer Tonschrift.....	368
Einige Winke, die Lautirmethode betreffend.....	375
Litterarisches.....	376
Altes und Neues.....	378
Korrespondenz-Ecke.....	382

Evang. = Luth. Schulblatt.

32. Jahrgang.

Dezember 1897.

No. 12.

Gefahren unsers Berufs.

So still und bescheiden unser Beruf auch sein mag, so bringt er dennoch Gefahren mit sich, die leider nicht alle Genossen mutig zu überwinden wissen, Gefahren für unser Haus, unsern Charakter und unsere Zufriedenheit, und wer sich diesen nicht zu entziehen weiß, der schafft Leiden den Seinen, den Personen, die mit ihm umgehen, und sich selber.

Das mag den Lesern gar seltsam klingen; und es ist daher notwendig, diese dreifache Gefahr und dies dreifache Leiden ausführlich darzulegen und zu beweisen.

Welches ist denn nun zunächst die Gefahr für unser Haus, für unser eigenes Heim, die uns Lehrern aus dem Berufe erwächst?

Sie liegt leider sehr nahe. Wir kommen ermüdet und abgesspannt aus der Klasse, geben dennoch, eine Aufgabe, der sich niemand entziehen kann, der Familie hat, einige Privatstunden, um durch diese Nebeneinnahme unser Einkommen auf den Punkt zu bringen, daß wir uns und unsere Lieben anständig erhalten und ihnen auch ab und zu eine Freude machen können. So treten wir in unser Heim, nach Ruhe und Erholung verlangend. Da hat der Knabe, der faul gewesen, nachbleiben müssen. Neuer Verdruß. Soll diese Strafe der Schule wirken, so darf das Haus sie nicht mit Gleichgültigkeit hinnehmen; sie erhält erst ihre volle Bedeutung, wenn der Vater diesen Wink des Lehrers benutzt und seinen Nachdruck drauffetzt. Das sage sich der heimkehrende Lehrer als Erzieher sofort. Er ist so matt und soll sich aufraffen zu ernstester Warnung, wohl gar, ist der Fall kein neuer, zur Strafe. Doch damit ist's noch nicht zu Ende. Die Tochter steht mit verweinten Augen da. Mütter werden selten ohne den Vater fertig, sie drohen wenigstens mit dem Vater und seiner nachdrücklichen Hand. Das Mädchen hat sich leichtsinnig das Kleid beschmutzt oder zerrissen. Die Mutter schalt schon genug, und immer hieß es: „Warte nur, wenn der Vater kommt!“ Nun ist er da, die Tochter steht ängstlich in der Ecke, die Mutter holt sie vor und trägt eifrig die Geschichte vor. Nun, Vater, du müder, abgesspannter Mann, entscheide und handle. Eine solche Scene bei der Heimkehr wiederholt sich hundertfach, sie ist aus dem vollen Leben gegriffen.

Will nun der Vater ein rechter Erzieher sein, so muß er eingreifen; er muß es seiner Kinder und auch seiner wegen thun, — denn sonst ist jene wirksame Drohung mit dem Vater vorbei, und die Mutter wendet sich mit Recht ab, oft genug in lauter, verletzender Weise. Leider sind wir Menschen alle schwache, fehlerhafte Geschöpfe — oft genug wird der Lehrer hier aufbrausen und sagen: „Laßt mich zufrieden! Ich habe mich so sehr mit fremden Kindern abgemüht, daß ich nun in meinem eigenen Hause Frieden haben will!“ Hat er den Luxus einer eigenen Stube, so betritt er dabei sein stilles Zimmer und macht wohl etwas unsanft die Thüre hinter sich zu.

Das ist die Gefahr, die uns für unser Haus droht: wir behalten keine Zeit und keine Lust für unsere eigenen Kinder und ihre Erziehung.

Manche Frauen sind auch von selbst so feinführend, daß sie sorgsam vom heimkehrenden, ermüdeten Manne alles Störende fernhalten und deshalb ein Auge zudrücken: „Stört nur ja den Vater nicht!“ heißt es da ängstlich: „Laßt den Vater nichts merken.“

Mit dem Aufziehen der Kinder ist es ein eigenes Ding. Manche geraten und erwachsen herrlich ohne vieles Zuthun, bei andern ist alle Lehre, Ermahnung und Strafe doch vergebens. Wer große, wohlgeratene Kinder hat, soll dem Herrn dafür danken — sie sind kein Beweis für seine vortreffliche Erziehung.

Bei manchen Lehrern geht jenes verdrießliche: „Laßt mich in Ruhe!“ ganz gut, ohne verderbliche Folgen. Er hat vielleicht brave Kinder, oder seine Frau ist eine so vortreffliche Mutter, daß er ihr getrost die ganze Last aufbürden kann, oder die Schule, welche die Kinder besuchen, streut eine widerere Saat, zu der Gott seinen Segen giebt. Aber damit ist unsere Schuldigkeit nicht gethan, daß wir mit hingebendem Fleiße erwerben, um das teure Schulgeld für eine vorzügliche Schule bezahlen zu können. Wir sehen auch das Verkehrte dieses süßen Sichgehenlassens nicht sofort ein, bis uns die Folgen desselben eines Tages mit Entsetzen in die Augen springen.

Wir haben stets den gutmütigen, schwachen Richter und Hohenpriester Eli bedauert, der bei seinem „guten Herzen“ nicht die Kraft besaß, seine Jungen zu bändigen, und der dann in gerechter Strafe so elend endet. O, wir hatten nicht Worte genug, unsern Schülern diese Mattherzigkeit zu schildern, als wir diese lehrreiche Geschichte zu behandeln hatten, und Eli war uns als Mann verächtlich.

Da, eines Tages, wo unsere Kinder flügge werden, bricht es über uns herein, und mit Entsetzen erkennen wir dann: „Du bist Eli!“ O, das ist eine gräßliche Stunde! Möge sie keinem der Lehrer werden!

In meiner Erfahrung habe ich bereits leider mehrere Fälle, in denen Väter gezwungen waren, mit dem betreffenden Sohn bis Hamburg zu reisen und ihn dort einem Kapitän zu überweisen, damit der Hoffnungslose sich in der neuen Welt, unmöglich für die alte, vielleicht ein neues Leben schaffe. Solche Reise muß eine tieftraurige sein. Ich fühle es den Kollegen nach,

was sie in jenen Stunden empfanden, und oft sehe ich still meine eigenen Kinder an und frage leise: Macht ihr euren Vater einst zu einem Eli? Bei einem Kollegen stand ich mitten in solchen Erlebnissen. Der Vater war von jeher sehr fleißig gewesen, und er hatte sich einen Namen mit seiner gewandten Feder erworben. Er durfte mit Freude auf seinen Ruhm hinblicken, mit Genugthuung auf das freundliche Heim, das er den Seinen errungen. Bei seinem löblichen Streben und seinem weichen Herzen hatte er wenig Zeit für seine talentvollen Knaben. Jugend muß austoben, lehrt die Weisheit der Gasse. Ein Sohn war bereits aufgegeben, weilte in der Ferne, vergessen, verloren — man wußte seit Jahren seinen Aufenthalt nicht. Da kam das Unglück mit dem andern Sohne, auf den man die schönsten Hoffnungen gesetzt. Als dem Vater diese Gewißheit wurde, da sagte er nichts, sondern in tiefstem Schmerze zerbrach er wortlos die Feder, mit der er seine Werke geschrieben.

Wenn wir nun wachsam und achtsam sein wollen, so können wir es sogar auf der Treppe erlauschen. Ist irgend etwas vorgefallen, ein kleiner Streich ausgeführt, so heißt es laut und schnippisch genug: „Wer kann es denn anders gewesen sein? Es war dem Herrn Lehrer sein Sohn!“ O, wie wird dies „Herr Lehrer“ dabei so seltsam betont. Man erwartet und verlangt, daß die Kinder des Lehrers im Hause die gesittetsten seien, und oft genug sind sie die wildesten. Man höre wohl auf solche warnende Stimme und stehe nicht erregt den Kindern bei, kommt Klage. Haben wir Zeit, fremde Kinder zu bilden und zu unterrichten, so muß uns auch nie die Lust bei den eigenen verlassen. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Diese Gefahr ist keine kleine; sie kann uns das Glück unserer ganzen Zukunft untergraben. Nachher ist's zu spät. „Was du von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.“ Die Kinder werden nicht wieder klein, und man kann die Sache nicht noch einmal anfangen wie ein Rechenexempel. —

Und die Gefahr für den Charakter, für den Umgang mit der Welt? Wie man Treue im Kleinen vom Lehrer fordert, so haben wir fortdauernd, jahrein jahraus, auf alles genau zu achten, jeden Fehler zu verbessern, müssen alles besser wissen und haben es nötig, um das Richtige zu erzielen, daß wir im Sprechen zc. manches auf die Spitze stellen, in der Schärfe übertreiben. Der Lehrer muß in seiner Klasse, will er Tüchtiges leisten, ein Pedant sein.

Schließt er die Klassenthür, so fällt diese Aufgabe. Wer ist im Umgange unangenehmer als ein Pedant? Ist es aber so leicht, einen Charakter abzustreifen, den der jahrelange Beruf tagtäglich fordert? Fortwährend auf dem Sprunge, Fehler zu verbessern — wird es da so leicht, zu schweigen, wenn wir auch draußen Fehler hören? Nichts aber ist den Menschen unangenehmer, als solch ein „Aufpasser“ und „Besserwisser“. Man macht sich nicht beliebt, sondern verhaßt. Das edige Wesen aus der Klasse paßt

schlecht in Gesellschaft. Man will nicht immer belehrt sein, und der Rathgeber hat nicht überall seine Berechtigung.

Mancher steht jahrelang in derselben Klasse mit demselben Pensum. Es läßt sich ja hören, daß ein sehr geschickter Kollege uns sagt: Diesmal greife ich es so an, das nächste Mal so! Dadurch kommt Abwechslung in die Sache. Das klingt ganz schön, ist aber doch etwas Selbstbetrug. Im ganzen bleibt die Sache doch dieselbe, und nicht jeder ist so geschickt, den gleichförmigen Weg mit Blumen zu schmücken. Es hat auch nicht jeder Kollege den Mut und die Anlage, nach vier Uhr mit dem Lehrer abzuschließen und dann auch Bürger und Mensch zu sein. Man hat sich nicht nur in Lektionen zc. auf den nächsten Tag vorzubereiten, sondern man soll sich auch das Herz frisch erhalten, es, wenn es ermüdete, an dem reinen Born des Lebens wieder erfrischen. Der Lehrer soll und muß wissen, was das Herz seiner Mitbürger bewegt, was seine Stadt angeht und was sie erstrebt, er muß auch da draußen mitraten und mitthaten. Seine Mitbürger müssen ihn als Mann achten und beachten lernen; das hebt den Stand. Ganz ausschließlich nur für die Schulstunden leben, macht leicht einseitig. Freilich erreicht ein Lehrer solcher Art stets glänzend sein Pensum und fährt bei allen Prüfungen glänzend: doch der eine Tag des Examens und der Befreiung entscheidet nicht. Wo eine Schule viele Klassen hat, da mag es wohl gut sein, wenn sie unter ihren Lehrern auch so eine pedantische Natur hat, und wenn die Schüler auf ein Jahr auch solche Klasse durchlaufen, wo alles am Schnürchen geht: aber für die ganze Schulzeit möchte ich meinen Jungen solcher Lehrkraft nicht anvertraut wissen. Wir haben für den Lehrer dieser Gattung einen sehr bezeichnenden Namen: man nennt ihn einen „verknöcherten Schulmeister“. Das werden die Kollegen sehr leicht, die, nicht tief veranlagt, mit ihrer Seminarbildung abschließen, kein Weiterstreben kennen; von den Dorflehrern dieser Art sagt man, sie verbauern. Der verknöcherte Schulmeister kommt nur in Städten vor. In der Kleidung, im ganzen Benehmen erkennt man sie, auch wenn man ihnen fremd ist, auf der Straße, auf der Reise sofort als Lehrer. Es wird nicht an Stimmen fehlen, die das loben; ich kann es nicht gutheißen. Da wir keine Uniform, kein Amtskleid besitzen, so müssen wir aussehen wie jeder andere anständige Bürger, und unser ganzes Auftreten muß nicht sofort den unbeholfenen, edigen Schulmeister verraten, über den man lächelt. Es hat mir oft weh gethan, wenn ich sehen mußte, wie Lehrer, wo man sie kannte, ängstlich im Verkehr des Lebens um einen Sechser markteten, wo der geschulte Bürger, der vielleicht weniger in seiner Börse hatte, mit Leichtigkeit und Leichtgläubigkeit solche Dinge schnell erlebte. Auch „unter uns“ sieht es gar böse aus. Ich habe mich oft gewundert, in Vereinen und Lehrerversammlungen diesen und jenen Kollegen zu treffen, die ich doch sonst als strebsame, tüchtige und gebildete Männer kannte. Was wollen Sie denn? hieß es. „Ich geh nicht in eine Gesellschaft, in der ich lauter Lehrer treffe. Das wird langweilig.“

Ewig das alte Lied vom Pensum, vom Gehalt 2c. Das ist ja abgeschmackt! Und dann die Reden!“ Leider ist etwas Wahres daran. Jeder hat seine Erfahrung, seine Methode, jeder ist Selbstherrscher in seiner Klasse. Nun redet, nun beschließt — morgen macht es doch jeder in seiner Weise, denn sie ist die vortrefflichste. Wir hatten eine notwendige Eingabe, waren nur zwanzig Mann und saßen in einer kleinen Stube. Die uns brieflich zusammenberufen hatten, legten auch eine fertige Eingabe vor. Man fand eine solche Eingabe für notwendig und beschloß ihre sofortige Absendung. Andere Berufsgenossen wären nun bis auf die Unterschrift fertig gewesen. Hier nicht. Hier wurde der Wortlaut beraten, dieser und jener Satz angegriffen, verteidigt, jeder sprach, und wäre es auch schon von zwei oder drei Vorrednern breit getreten: genug, es handelte sich oft ums Und und war eine arge Haarspalterei. Als schließlich nach Mitternacht Halt gemacht werden mußte, da war nichts erreicht, und es mußten nun drei Genossen beauftragt werden, am nächsten Tage in unserm Namen eine ungesehene und unberatene Eingabe abzusenden. Für die Einsichtigen war damit ein ganzer Abend verloren. Auch diese Scene wiederholt sich hundertfach. Jeder muß in seiner Klasse reden, viel reden — dadurch werden wir jedoch keine Redner, wenn uns die Anlage dazu fehlt. Doch jeder glaubt, ein Redner zu sein. O, diese Redeseligkeit in Lehrerversammlungen! „Ihn sprechert“, heißt eine hübsche Bezeichnung für diese Lippen-Diarrhöe. Als auf einer Lehrerversammlung in Hamburg ein Redner mit einem Satze begann, der ganz das Gegenteil von dem ausdrückte, das ein tüchtiger Kollege als seine Ansicht stets hingestellt hatte, da trat er zum Schriftführer, um sich zum Worte für die Diskussion hernach zu melden. Aber da waren schon zehn Redner eingeschrieben. Sie hatten sich also gemeldet, noch ehe der Vortragende den Mund geöffnet, um nur ja zum Worte zu kommen. Mein Freund ließ seinen Namen aus der Rednerliste streichen und schlich still zum Saale hinaus.

Und nun die Gefahr für uns selbst und unsere Zufriedenheit? Der Leser weiß ja, mit welchen Hoffnungen und Plänen man das Seminar verläßt. Haben sie sich erfüllt? In düstern Stunden möchte man mit dem alten Polen singen: „Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden!“ Je heißblütiger das Herz war, um so mehr muß es entsagen lernen. Aber das geht den meisten Menschen so, nicht uns allein, und auch in andern Berufen trifft den Genossen ein gleiches Geschick — wir wissen es nur nicht so genau. Klagt doch selbst ein Schiller:

Wie schön war diese Welt gestaltet,
Als ihre Knospe sie noch barg!
Wie wenig es hat sich entfaltet;
Dies Wenige — wie klein und karg!

Freilich machen wir bald genug die schmerzliche Erfahrung, daß wir kümmerlichen Lohn für unsere Arbeit finden, daß es andern Jugendfreunden in anderer Berufsart besser geglückt ist, und daß die Achtung, die sich der

Einzelne erringt, nicht dem ganzen Stande dargebracht wird. Die Welt ist materiell, und darum ist und bleibt für die Menge das Sollen und Haben der Thermometer für ihre Achtung. Als eine Frau in einem Geschäfte Einkäufe machte und im Gespräche äußerte, daß ihr Mann Lehrer sei, da entfuhr dem Kaufmann der bedauernde Ruf: „Sie Ärmste!“ Solche Entmutigungen kommen von allen Seiten. Wir gelten alles bei unsern Kindern, ja, vieles bei den verständigen Eltern unserer Schüler — aber was in der Reihe der Staatsbürger? Der taxiert uns meist nach unserm geringen „Gehalt“, und wir kommen, so häßlich und gemein es ist über den Punkt nicht weg. Mancher junge Lehrer scheitert daran, mancher kluge und fleißige weiß sich durch das „Nebenbei“ zu helfen, bis er die bittersten Jahre hinter sich hat und in eine bessere Gehaltsstufe aufrückt. Viele aber seufzen: „Warum bist du Lehrer geworden?“ Da liegt eine Gefahr sehr nahe — der Verlust, der dauernde Verlust der Zufriedenheit. Man muß sich aus solcher Not, aus solcher Anschauung, die den Sinn umdüstert, erheben. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“ Von allen Seiten hört man jetzt dies Klagelied, von den Freunden, in den Versammlungen, in Vereinen, man liest es in seiner Schulzeitung. Es ist der Ton der Zeit. Und nicht wir allein, in allen Ständen strebt man danach, sein Einkommen zu vergrößern, und das aufwachsende Geschlecht hat neue Bedürfnisse, die aus der Börse befriedigt sein wollen. Aber das Leben ist mehr als das Jagen nach Genuß, und es giebt Dinge, die für Geld nicht zu haben sind, und die man doch so leicht sich erwerben kann. Nicht das Geld allein macht glücklich, wenn es auch heut das Selbstgeschrei aller Streber und Unzufriedenen ist. Gewiß, unser Amt wird oft schlecht bezahlt — aber es hat auch Seiten, die es uns lieb und schätzenswert machen, die im Stande sind, uns voll mit unserm Berufe auszuföhnen. Lassen wir uns dies nicht rauben! Wer heut die Reden in Versammlungen hört, wer die Petitionen liest, die wie Pilze aufschießen, wer, wo er einen Kollegen trifft, gleich bei der Begrüßung das moderne Klagelied anstimmen hört, der muß meinen, die heutigen Lehrer sind so materiell geworden, daß die Not jene höhern Ziele aus den Augen gerückt hat. Es ist nicht so in Wirklichkeit. Die Freuden des Lehrerberufes werden auch heute noch empfunden. Wer in der Klasse, mitten im Thun jenes traurige Lied von da draußen vergißt, dem leuchten auch heut noch die Augen, wenn ihm bewußt wird, daß er an und mit lebendigen Seelen arbeitet und Großes für Gemeinde und Vaterland in aller Stille wirkt, wo andere, die man beneidet, mit toten Dingen sich befassen müssen. Es ist nicht täglich nötig, einem christlichen Lehrer von dem Herrlichen seines Berufes zu erzählen, denn er weiß es recht gut, aber es ist notwendig, es sich selbst und andern zu betonen, wenn jenes herabstimmende Klagelied zu laut werden will. Unser Stand hat seinen schönen Frieden. Genießen kann ihn nur der, der mit sich und seinem Berufe zufrieden ist. Möchten dies alle Lehrer sein!

(Wilhelm Petzsch im „Brand. Schulblatt.“)

Heinrich Schütz und seine Passionsmusik.

Heinrich Schütz gehörte vor zwanzig Jahren noch zu den vielen großen Unbekannten, deren Namen sich zwar durch Speciallexika ehrenvoll durchschlagen, deren Werke aber der größten Mehrheit ein Buch mit sieben Siegeln sind. Es hatte nicht ausgereicht, daß v. Winterfeld in seinem Werke über „Gabrieli und sein Zeitalter“ dem würdigen Sachsenmeister ein Ehrendekmal aufrichtete; gesungen wollte er sein und in dieser von keiner Verebbarkeit zu erfekenden Sprache zu seinem Volke reden. Professor Nibel, der bewährte Dirigent des seinen Namen tragenden Vereines, that nun, unterstützt durch die günstige Gelegenheit, die vier Passionen Schützens am Orte seiner Wirksamkeit zu finden, den glücklichen Griff, durch Kombination des Schönsten aus den vier Werken eine allgemein brauchbare Bearbeitung derselben herzustellen, dieselbe zuerst im Jahre 1858 und in der Folge noch mehrmals durch seinen Verein dem Leipziger Publikum und im Jahre 1859 auch dem Musikertage (wenigstens teilweise) vorzuführen. Erst zweifelte man freilich, staunte man; bald fing man an, Gefallen an dem Werke zu finden; dunkle Gerüchte und Zeitungsmitteilungen sprachen von wunderbaren Schönheiten, und als die eben erwähnte Aufführung vor dem Musikertage stattgefunden hatte, war die allgemeine Anerkennung das Wiederbelebungswort für das Werk des vor nun mehr als zweihundert Jahren Dahingeshiedenen. 1876 fand zu Darmstadt eine Aufführung — wohl die erste in Süddeutschland — von seiten des dortigen Evangelischen Kirchengesangvereines mit solchem Erfolge statt, daß der Verein in diesem Jahre (1877, Mitte März) eine Wiederholung folgen lassen wird. . . .

Heinrich Schütz hat ein vielbewegtes Leben durchlebt. 1585 zu Röstzig im Voigtlande geboren, als dreizehnjähriger Knabe in der Hofkapelle des Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel verwendet, dann Student der Jurisprudenz zu Marburg, schien er anfangs eine Bahn einschlagen zu sollen, die ihm in ihrem Verlaufe zu hohen weltlichen Würden verhelfen konnte. Aber der feingebildete Landgraf merkte es gar bald heraus, daß sich in seinem Zögling ein ganz anderes Streben rege, und so schickte er ihn 1609 zu Gabrieli nach Venedig, „um in die höheren Geheimnisse der Tonsatzkunst eingeweiht zu werden“. Zurückgekehrt, wandte sich dieser anfangs wieder seinen juristischen Studien zu, bis er durch den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen 1615 zu der Stelle eines Kapellmeisters in Dresden berufen wurde, einer Stelle, die er mit einigen, durch kriegerische Ereignisse und vorübergehende Zanspruchnahme bei auswärtigen Fürsten bedingten Unterbrechungen, bis fast zu seinem Tode bekleidet hat. So nahm Schütz 1628 nach dem Tode seiner Frau einen zweiten längeren Aufenthalt in Venedig; folgte 1634 einem Rufe nach Kopenhagen zur Einrichtung der dortigen Kapelle, 1638 einem ähnlichen des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg, ist aber in den letzten dreißig Jahren seines Lebens, bis zu seinem

am 6. November 1672 erfolgten Tode, fast nicht mehr über das Weichbild Dresdens hinausgekommen.

In einer langen Lebens- und Wirkungszeit hat Schütz, der Unermüdliche, nicht nur die seiner Leitung unterstellten Kapellen, besonders seine Dresdener, zu wahren Meisterinstituten erhoben, sondern auch durch eine stattliche Reihe von Kompositionen sicher auf dem Gebiet der Musik einen großen Einfluß unter seinen Zeitgenossen erlangt, und durch die eigentümliche Art derselben, indem er italienisches und deutsches Wesen, altes Herkommen und neue Kunst geschickt zu vereinigen wußte, ein Zukunftsmusiker aus alter Zeit, ohne Zweifel auch die musikalische Entwicklung dieser Zukunft, die für uns Vergangenheit ist, entscheidend eingewirkt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß gerade sein erstes Werk, ein Buch fünfstimmiger Madrigale (Venedig 1611) verschollen ist; es würde uns interessante Aufschlüsse darüber geben, wie der junge Deutsche die süßen Weisen seines Meisters in sich aufgenommen und verarbeitet hätte. Ein entschiedener Neuerer erscheint uns Schütz bereits in seinen 1619 erschienenen „Palmen Davids“; denn während bei den seitherigen Chören die ausdrucksvolle Betonung des Einzelnen gegen die Einheit der Stimmung zurücktrat, ist hier zuerst der Versuch gewagt, die mit Anfang des 17. Jahrhunderts in Italien aufkommende *deklamatorische* Behandlung der Singstimme auf größere Musikwerke anzuwenden. Noch gesteigert erscheint dieses Streben in den 1625 erschienenen „geistlichen Gefängen“, in denen lebhafter Ausdruck, häufige Wortmalerei und sogar gesuchte Harmonien den Vertreter der neuitalienischen Richtung deutlich verraten. Eine zweite im Jahre 1628 angetretene Reise nach Venedig mußte dem suchenden Deutschen noch mancherlei zuführen, was ihm zu Dresden erst nach langer Zeit hätte bekannt werden können; wie denn die 1629 erschienenen *Symphoniae sacrae* uns das erste Beispiel von begleitenden Gefängen liefern. Nähern sich diese der Art der Behandlung schon auffallend denjenigen, die wir als stilgerechte bei späteren Oratorien anerkennen, so wird uns doch hier ganz besonders Schütz, der schon 1623 eine „Auferstehung des Herrn“ geschrieben hatte, als eigentlicher Oratorien- und speziell Passionskomponist interessieren.

Nun steht es zwar fest, daß Schütz nicht der älteste deutsche Passionskomponist ist, daß also auch er auf den Schultern seiner Vorgänger gestanden hat; aber die Behandlung des Stoffes ist bei ihm so sehr von der früherer Meister verschieden, er zeigt gerade in der Passion als fast achtzigjähriger Komponist eine so frische, eigentümliche Individualität, daß er kaum mit weniger Recht der „Vater des Oratoriums“, wie der „Vater der Oper“ (durch seine 1627 aufgeführte *Daphne*) genannt zu werden verdient.

Die Sitte des Passionssingens läßt sich bis ins 12. Jahrhundert nachweisen, doch ist Vittoria (1570) der erste, der eine mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführte und für lange Zeit gültige Komposition geliefert hat. Mit der Reformation regte sich in Deutschland bald das Streben, ebenfalls

die Passionsgeschichte musikalisch illustriert, jedoch mit deutschem Text vorzutragen; da man aber begreiflicherweise nicht Vittorias Töne adoptieren wollte, andererseits geeignete Kompositionen fehlten, griff man eine Zeit lang zu dem erschrecklichen Auskunftsmittel, die Passion in Form des Liedes von Stockmann: „Jesu Leiden, Pein und Tod“ in vierunddreißig achtzeilige Strophen nach Einer Melodie von der ganzen Gemeinde absingen zu lassen. Nach mehreren von der Art Vittorias im großen und ganzen sich nicht viel unterscheidenden Bearbeitungen brachte Jakob Handl eine achtstimmige zweichörige Passionsmusik, in der dem tieferen Chor (zwei Tenöre, zwei Bässe) die Neben des Herrn, dem höheren (zwei Soprane, zwei Alte) die des Pilatus, Judas und Hohenpriesters zugeteilt sind, während beide Chöre in der Erzählung abwechseln und nur am Schluß im „Amen“ zusammenklingen. Bedeutungsvoll ist . . ., daß hier noch alles in den vollen Tönen des Chores uns entgegentritt; damit ist das streng Kirchliche, das Gemeindepincip, wenn man so sagen soll, festgehalten. Die Kirche vertritt den Erlöser, aber auch das sündige Volk.

Einen interessanten Übergang zeigt die Passion des 1580 verstorbenen Kapellmeisters A. Scandellius, der Jesum immerwährend vierstimmig (die Kirche), die andern Personen zwei- oder dreistimmig und nur den Evangelisten in psalmobierendem Tone sich einstimmig ausdrücken läßt. Dieselbe Bahn verfolgte D. Vollius in seinem Oratorium „Geburt Johannis des Täufers“ (1615), indem er, weiter neuernnd, Zacharias, den Engel, Elisabeth und Maria da, wo ihre Worte angeführt werden, als selbständig sagende und singende Personen auftreten läßt, während das Übrige — also zumeist die Erzählung — beim Chore bleibt. Dreißig Jahre später trat Schütz mit seinen „Sieben Worten unsers lieben Erlösers und Seligmachers Jesu Christi“ (ebenfalls von C. Riedel nach der bis jetzt einzigen Kasseler Handschrift herausgegeben) hervor. In diesem Werke ist der Evangelist abwechselnd durch Alt-, Tenor- und Sopransolo und durch Soloquartett vertreten, Jesus und die Schächer durch Einzelstimmen. Und wieder zwanzig Jahre, so erscheint, kurz bevor der Königsberger Kapellmeister Sebastiani (1672) seine von Eccardschen Choral-sägen durchzogene Passionsmusik herausgab, Schützens vierfaches Werk, kurz vor seines Urhebers Tod, von diesem selbst vielleicht nicht mehr gehört, jetzt aber von allen, die es kennen lernen, mit Begeisterung gesungen.

Schütz unterscheidet in seinen Chören solche der christlichen Gemeinde und Situationschöre. Erstere drücken halb betrachtend fromme Stimmung in getragenen Tönen, hier weich, dort wuchtig, aus und bilden also das natürliche Übergangsglied zu dem, wie eben bemerkt, bei Sebastiani (1672) zuerst erscheinenden Choral. Die Situationschöre schildern die momentane Stimmung, sei es der Jünger, sei es der Volksmenge, meist ganz vorzüglich, und es läßt sich nicht bestreiten, daß Schütz hier oft mindestens in gleicher Linie mit Bach steht. Dabei ist die Stimmführung bei aller Prägnanz des

Gesamtausdrucks, ebenso einfach wie kunstreich. Sämtliche Chöre werden ohne Begleitung gesungen und verlangen zu guter Wiedergabe schon einen geübten Verein. Einfacher, sogar zum Teil in psalmodierender Eintönigkeit, sind die Recitative, besonders der Bericht des Evangelisten, gehalten, doch muß man allen Sangbarkeit, Deutlichkeit und einigen eine wahrhaft bestrickende Süßigkeit zugestehen. Die Worte Christi, des Pilatus, des Hohenpriesters (Bassoli) und des Judas (Alt) sind durchaus charakteristisch komponiert. Hier besonders erscheint Schütz so recht als der Vermittler zwischen deutschem Gemüt und südlicher Formschönheit. In der Begleitung der Recitative hat der Komponist dem Ausführenden ziemlich Freiheit gelassen; die Liebelsche Orgelbegleitung dürfte den häufigen Anschauungen und Anforderungen am angemessensten sein. Manche interessante Einzelheiten müssen wir hier übergehen, auch die Frage nur andeuten, inwieweit Schütz seine Kompositionen dem Charakter der einzelnen Evangelien gemäß durchgeführt hat. Eine befriedigende Antwort hierauf läßt sich freilich erst dann geben, wenn es dem verdienten Herausgeber der jetzt vorliegenden Passionsbearbeitung ermöglicht würde, an die unverkürzte Ausgabe eines ganzen Werkes zu schreiten. Möchte dies recht bald der Fall sein!

Vorstehendes ist ein Referat, das in der „Siona“ vom Jahre 1877, einer „Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik“, mitgeteilt ist.

So nun Gott will, wird in der nächsten Passionszeit dieses herrliche Tonwerk durch den Lehrerchor von Milwaukee zur Aufführung kommen. Bereits hat derselbe die Einübungen begonnen. Zur Würdigung dieses Oratoriums und zu desto besserem Verständnis desselben hat dieses Referat auch hier seine Stelle gefunden.

J. L.

Children's Mistakes in Language.

(Condensed from "School Education" by L.)

This study of children's mistakes in language was inspired by an article from the pen of Max Donati, in the German Child-study Magazine, "Die Kinderfehler," No. 5, volume of 1896. This article was a review setting forth the principal features of a notable book, by the professor of comparative philology at the university of Vienna, Doctor Rudolf Mering. The German title of Professor Mering's volume is "*Die Gesetzmaessigkeit in unseren Sprech-, Schreib- und Lesefehlern.*"

The book and the article reviewing and criticizing it are pioneers in the field of psychology and pedagogy. The idea that errors of speech can be reduced to system and referred to the mental conditions which produce them is a new one. It has generally been the

accepted theory that, like the motives and springs of action in humanity, children's deficiencies in their mother tongue were unclassifiable and unavoidable, and that remedial agencies were exhausted with the administration of the conventional curriculum of language subjects vigorously applied, the exercise of unwearying vigilance in the correction of errors and hope for the best.

The point of view from which Donati and Mering treat this theme is the presupposition that the primary cause of mistakes in speech is the different degrees of ease and difficulty with which verbal forms struggle into consciousness. There is no denying the fact that notions make their way into the light of the soul with varying degrees of facility, and that, in a sense, they vie with one another for mastery. Of course, this is figurative, and means that some conceptions are formed and recalled more readily than others, and that all of them are subject to influences, below, or outside of, consciousness, which can only be inferred.

The thought of the inequality with which ideas find their entrance into consciousness is by this theory extended to the various units and fractions of expression. Some sounds, letters, syllables, words, phrases, sentences, and themes are formed and recalled more quickly and easily than other forms of the same kind.

According to the plan proposed mistakes are reducible to nine heads or classes:

1. *Transpositions*. — "Henela" instead of "Helena"; "Calorina" for "Caroline"; "I am the mountain from the boy," in place of "I am the boy from the mountain."

2. *Anticipations*. — "Bork and peans" for "pork and beans"; "tine and wobacco" in lieu "wine and tobacco"; "with his back bound behind his hands" instead of "with his hands bound behind his back."

3. *Tardinesses*. — "I have studied the biographies of Rousseau and Napoleon" changed into "I have studied Rousseau and biography."

4. *Fusions*. — "Pass in and go up to the platform," fused into "pass up to the platform"; "give me" fused into "gimme"; "gred" or "green and red."

5. *Substitutions*. — "Caves" for "coves"; "he climbed to the top of a telegram pole"; "every" for "very."

6. *Irregular changes*. — *a.* Changes in consonant groups. "Whent" for "went"; "wat" for "what"; "teashes" for "teaches." *b.* Omission of syllables. "Cause" instead of "because"; "low" for "allow"; "believe" instead of "believed." *c.* Omission of sounds. "Gover'ment," "government"; "ol," "old"; "gran'pa," "grandpa."

7. *Stuttering and reduplications.*—"Gi-give," "give"; "John he went to town"; "they got lots of sap, they did."

8. *Difficulty with special consonants.*—"Pitcher," for "picture"; "futher" for "further"; "yella" for "yellow."

9. *Wrong interpretations.*—"Learn" for "teach"; "very much" for "well"; "the men wear capes (copes)."

Before entering on a consideration of the actual mistakes collected, it is well to recall the point of view from which facts are gathered and conclusions drawn.

Especially in elementary schools, language teaching has had the lion's share of time and energy. Although teachers have toiled like Sisyphus, deficiencies of expression continue to be the crux of the schoolroom, and the cause of a mortifying sense of failure. For their consolation it is well to consider that much of this discomfiture is due to mistaking effect for the cause. They are victims to the transparency of results in language, and the cloudiness of them in other subjects. Much of the current clamor concerning poor English is due to failure to take into account our great national development of literature and of speech, and the immensely expanded ideals of excellence following this. Most persons who make utterances about our decadence in the mother tongue do not stop to think that all they affirm of it is true of every other subject taught.

For whatever of real degeneracy there is, the cause is to be sought chiefly in the disposition to turn from the old end of discipline, training, and the acquisition of power, as the chief good to be sought, to the new goal of the mastery of facts, or information. Under the old policy, the pupil mastered a few forms of expression well; under the new, he is submerged by such a torrent of particulars that he gets nothing completely. The situation suggests that we want neither the old ideal of mechanical culture, nor the new one of informational storage, but a middle ground, or compromise, in which a core shall be firmly fixed, and whatever facts are mastered in learning the alphabet of speech, shall be those of direct practical value.

Not a small amount of dissatisfaction with language teaching is traceable to want of discrimination in relative values. Principles receive no more attention than facts which are classifiable under them. The pupil's mind becomes a curiosity shop, instead of a well-regulated department store. He is overwhelmed with a great number of facts without possessing a key to their general significance. Pronunciation is taught without reference to the laws which govern it; spelling is given to the learner apart from the rules which render it more intelligible; there has been a futile

attempt to teach the structure of the sentence independent of the system of grammar; this spirit has permeated the round of language studies; but there are evidences of a reaction toward a more rational procedure.

The point of view should be evolutionary rather than mechanical. The difference between the two consists mainly in the way each regards training. The mechanical theory of education has generally viewed the child as a miniature edition of the adult, from whom he differs chiefly in a quantitative way. The goal of school culture is to change the former condition directly into the latter. Consequently the regimen of this theory inclines to great stress on the amputation of errors and the cleansing of the mind from the depravity which finds enjoyment in their practice.

The evolutionary standpoint holds teaching to resemble the fostering art of the gardener. Its chief business is to supply the conditions most favorable to the nature of the plant produced. This policy is not to be interpreted as giving warrant to *laissez faire*, but, on the contrary, is an incentive to a vigorous instructional activity. But the teacher is to avoid continually nagging the pupil about his shortcomings of speech until he produces a reaction of disgust and of preference for lowness and impurity of expression.

Heretofore, language teaching has been too exclusively logical and linguistic. It has neglected the psychological conditions of correct speech. Much has been done at the objective distinction of letters and sounds, words and sentences, and care has been had to secure the external evidences of understanding and memory; but the formation of ideal standards of excellence, the conviction that well-fitting speech has a substantial value, disgust at crudity and disreputableness, a general interest in fitness and correctness of expression and the habit of deliberately choosing one's words have been neglected. In short, the emotions and the will have been allowed to take care of themselves, instead of receiving the same careful treatment accorded the verbal understanding and the memory.

Finally, language teaching should be natural. The word natural may easily degenerate into a questionbegging epithet. It properly means that school learning in language should follow the channels it pursues when the child is not being taught. Then, he gets an idea, feels impelled to express it, and proceeds to hunt out and fit to it the proper word-forms; or he finds some piece of expression whose meaning he wishes to know and gets it by tracing the connection from thought to thought, regarding words as the signs of the ideas signified. The opposite stand is the one commonly taken, and, although endorsed by general custom, it none the less appears to be fallacious.

A Few Suggestions to Aid the Discipline.

Leaving the room.—For some children this is a necessity, and it may become injurious to some to positively prohibit it entirely. At the same time, it is a notorious fact that many pupils will abuse privileges thus accorded, unless they be surrounded by some safeguard. The following entirely just regulation will reduce the number who must absolutely leave the room to one or two a day: Have six or eight taps given by the bell, about five minutes before school opens, in such a manner that the scholars will instantly recognize the same as being the signal to make use of the closets. During school-sessions, all desiring to leave the room should be compelled to bring written request to that effect to the teacher, who should then immediately give the desired permission. All thus leaving the room should forfeit their recess, and during the same be held to perform some schooltask, according to teacher's directions, and bring what has been done to teacher at close of recess. Scholars will soon perceive it is for their own interest not to leave the room except when absolutely necessary, and these cases are rare. Exceptions, however, should be made in cases of nose-bleed, nausea, etc., and the teacher must apprise the pupils that they may in such a case leave without permission, and that no forfeiture of recess will follow. This should be a standing rule. The regulation must appeal to the pupils' idea of justice, and they will recognize its fairness. Naturally, the *very* smallest should be exempted from the above provision.—

Blackboard assignment of lessons.—Every teacher knows how provoking it is to have scholars that have been absent, or such that are forgetful, continually asking what lessons have been assigned. One cannot always refer them to some other pupil, as the information desired is often requested during school-sessions. A simple way of obviating all difficulty in this direction is to reserve a small space on the blackboard for all lessons, and to appoint one scholar from each class whose duty it is to daily write the lesson assigned on the board in its allotted space. Something similar to the following model will answer:

Engl.	{	Class A: Read page 70, §§ 1—10. Spell words.
	{	Class B: " " 49, §§ 1—7. Spell § 1. 2.
Hymn	{	Class A: 158, v. 1. 2.
	{	Class B: 324, v. 1.
	{	Class C: 362, v. 1—3., etc.

In this manner all the lessons for all the classes will be found on the board and will save the teacher much annoyance, especially

from absentees, as they, by a glance at the board, will know what lessons are to be recited for the day.

Teachers' assistants.—Here the scholars themselves are meant.

In numerous ways can they assist the teacher, and they will deem it an honor to be allowed to do so. "Offices," as they may be designated, should be given out during the last ten minutes of Friday afternoon, to be held for one week. As far as possible, they should be given as a reward for diligence and good behavior. Following are some of the "offices": 1. Ringing the school-bell (considered a great favor, especially by country school-children); 2. daily erasing of work on blackboard not essential for next day's exercises; 3. daily dusting of erasers; 4. daily collecting of crayon lying on crayon moulding; 5. daily passing of waste-paper basket; 6. daily emptying of same in place specified for waste-paper; 7. "inspector," who daily follows waste-basket, to see if all paper has been collected; 8. daily inspection of desks, to see if books are properly arranged, and that no rubbish has accumulated in the shelves (there should be an inspector for girls' and one for boys' desks); 9. daily closing and locking of all windows (especially applicable for country schools); 10. daily collection of money from school bank (see below); 11. passing of water (in summer). Any excuse made for wishing a drink will hereby be rendered superfluous; 12. "face inspector," whose duty it is to inspect hands and faces, to report if same are clean.—Five minutes before school closes for the day the teacher gives the signal, calls out: "Officers!" and immediately his assistants are in motion. Blackboards are cleaned, windows closed, paper is collected, etc., etc., and in an incredibly short time the twelve or fourteen pupils who are on duty for the week will have performed a considerable amount of labor that otherwise would have fallen to the teacher.

Bank collections.—In every school-room there should be a small bank kept in which the pupils can deposit their spare pennies for the purpose of aiding some charitable institution. It is surprising how much money will accumulate in this way during the course of the year. If the scholars themselves are allowed to participate in the collections, additional zeal is often developed. A small book should be kept, known as the bank-book, in which the amount daily collected should be entered; the money, however, should be given to the teacher for safe keeping. By this plan of daily collection the attention of the children will be continually directed to the bank and its mission, and should no one be reminded of its existence, the child-collector certainly will be, and he at least will make a deposit during his week's service.

Whispering.—In every school-room the baneful effects of the vice of whispering will be noticed. It is well-nigh impossible to wholly suppress this evil, but it may in a great measure be checked in the following manner: 1. Keep the children busy. Give them as little time as possible to indulge in whispering. The old saying,

“Satan finds some mischief still
For idle hands to do,”

is especially applicable here. 2. Have each scholar detected in the act of communicating without permission to immediately write on a slip of paper what has been whispered, and have the paper collected for reference. For first offense oblige pupil to remain after school, and for each subsequent delinquency during the day one minute additionally. In very rare cases will the punishment amount to ten minutes; as soon as the children know and accustom themselves to the rule, a slight motion of the hand will be sufficient to apprise them of their lapse from good conduct, and writing what they have whispered will forcibly remind them of their delinquency. The detention after school will become much more efficacious if the pupil be required to perform some school-task; as, for instance, writing of sentences, written parsing, etc. The children should be required to show what they have written before dismissal. At the close of the week those who have not whispered during the same may be rewarded by one of the above-mentioned “offices,” i. e., as far as there are “offices” to distribute. It will be found, that there is a very large percentage of children who have refrained from whispering the entire week.

Chronic whisperers, if the above has not the desired effect, should be removed to some part of the room where the temptation to whisper is remotest. Upon promise of reformation they may be returned to their former seats.

If the above is strictly adhered to, whispering in the school will be confined to a few, and will be reduced to a minimum.

ALBERT H. MILLER.

Die historische Entwicklung unsers Tonsystems und unsrer Tonchrift.

Von einem heutzutage zu Gehör gebrachten Musikstücke, welcher Art es sei, pflegen wir zu sagen: es gehöre dieser oder jener Dur- oder Moll-tonart an. Es sind dies die in der Jetztzeit überall gebräuchlichen beiden Moden, der modus major (Dur) und der modus minor (Moll), majeur und mineur der Franzosen, maggiore und minore der Italiener. Aus der

letztenannten Ausdrucksweise ist schon ersichtlich, wie unsere beiden Tonsgeschlechter harmonischer Natur sind, da das jedesmalige Verhältnis der Terz zum Grundtone für die Bezeichnung maßgebend ist. Dieses unser heutiges Musiksystern verdankt seine Entstehung jenen ersten Christen, welche unter Vermeidung der bei Juden und Griechen gebräuchlichen Musikweisen einen höchst einfachen, kunst- und regellosen Naturgesang erfanden.

Um die Läuterung desselben und die Einführung eines Systems hat sich zunächst der Bischof Ambrosius von Mailand (gest. 397) verdient gemacht. Er verpflanzte den *Alleluja*- und *Antiphonengesang* aus Griechenland nach Italien und legte dem Gesange die sogenannten vier authentischen Tonreihen zu Grunde:

$$\begin{array}{cccccccc} d & e \frown f & g & a & b \frown c & d & & \\ & e \frown f & g & a & b \frown c & d & e & \\ & & f & g & a & b \frown c & d & e \frown f \\ & & & g & a & b \frown c & d & e \frown f & g \end{array}$$

welche von ihm die Namen der ersten vier Kirchentöne erhalten haben. Der Charakter dieser vier Skalen und der aus ihnen gebildeten Tonarten ging notwendig hervor aus der jedesmal verschiedenen Lage der halben Töne gegenüber dem Grundtone und aus der dadurch bedingten Modulation in eine andere Tonart. Ambrosius war Erfinder mehrerer Melodien, die sich aus jener frühen Zeit bis heute erhalten haben, so des herrlichen phrygischen „*Te Deum laudamus*“; auch wird ihm das äolische „*Veni redemptor gentium*“ (in Luthers Übersetzung: „Nun komm, der Heiden Heiland“) zugeschrieben. Im übrigen bildeten die Jubilationen den Kern des ambrosianischen Kirchengesanges. Der Jubilus war eine längere musikalische Phrase auf dem Endvokal des *Alleluja*, welches von der Gemeinde (wie auch das *Kyrie*) gesungen werden durfte. In diesen Klängen ließ sie ihre Begeisterung austönen, und es wurde eine überreiche Anzahl von dergleichen melismatischen Verzierungen erfunden. Die Jubilationen sind gewissermaßen als der Urtypus unsers Koloraturgesanges anzusehen. Der christliche Kirchengesang in seiner ersten Gestalt ist frühzeitig in die verschiedensten Teile der damals bekannten Welt verpflanzt worden. Die Stürme der Völkerwanderung indes und die Nachwehen dieser ruhelosen Zeit ließen es zu keiner gedeihlichen Entwicklung der jungen hie und da ausgestreuten Saat kommen, und noch lange Zeit mußte vergehen, ehe sich Früchte verheißende Blüten der Kunst zeigen konnten.

Gregor der Große (590—604) widmete dem Kirchengesange ganz besondere Pflege und wurde in mehr als einer Beziehung Reformator desselben. Er sammelte die vorhandenen Weisen, vermehrte sie durch viele neue, verteilte sie sämtlich auf das Kirchenjahr und gab diese Sammlung als unabwiesliche Vorschrift für alle Kirchen heraus. Sein *Antiphonar* wurde, am Altar St. Peters mit einer Kette befestigt, niedergelegt, um

etwaige Abweichungen in späterer Zeit danach zu berichtigen. Sein neu begründetes System der Oktaven bildet heutzutage noch die Grundlage des katholischen Ritualgesanges und ist, wie wir schließlich sehen werden, der Urtypus für unser System geworden. Zu den vier ambrosianischen Kirchentönen, die authentische (urkundliche) genannt wurden, kamen im gregorianischen System nun noch die plagalischen (sich anlehnenbe).

Folgendes sind die acht Kirchentöne, welche man die gregorianischen nennt und welche bis heut in der katholischen Kirchenmusik (zum Teil auch in unsern Chorälen) fortleben:

- | | | | | | | | | |
|---------------------|---|---|---|---|---|---|---|---------|
| 1. Ton authentisch: | d | e | f | g | a | b | c | d |
| 2. „ plagalisch: | a | b | c | d | e | f | g | a |
| 3. „ authentisch: | | e | f | g | a | b | c | d e |
| 4. „ plagalisch: | b | c | d | e | f | g | a | b |
| 5. „ authentisch: | | | f | g | a | b | c | d e f |
| 6. „ plagalisch: | c | d | e | f | g | a | b | c |
| 7. „ authentisch: | | | | g | a | b | c | d e f g |
| 8. „ plagalisch: | d | e | f | g | a | b | c | d |

Jede dieser Tonarten, welche griechische Namen führten: c = ionisch, d = dorisch, e = phrygisch, f = lydisch, g = mixolydisch, a = aeolisch, hatten, wie oben schon angedeutet, ihren besonderen Charakter und Modulationsweg infolge der verschiedenen Lage ihrer halben Tonstufen dem Grundtone gegenüber.

Nach Deutschland wurden die ersten Samenkörner der jungen kirchlichen Kunst mit dem Evangelium durch irische Mönche und namentlich durch den Angelsachsen Bonifacius getragen. Karl der Große ließ sich die Pflege des gregorianischen Kirchengesanges mit höchstem Eifer anlegen sein. Besondere Bedeutung für die weitere Entwicklung der kirchlichen Kunst erlangten die Singschulen der Klöster. Unter ihnen ragte St. Gallen hervor, wo Notker Balbulus die Sequenzen erfand, eine Kunstform, welche sich aus den bereits erwähnten Jubilationen (mit Textunterlage) herausbildete. Es blieben, nachdem die Kirche seine Aufzeichnungen sanktioniert hatte, die Sequenzen Notkers Jahrhunderte im Gebrauch und sind es im katholischen Ritualgesange zum Teil noch, so die Fronleichnamsequenz: *Laudo Sion Salvatorem*, die *Sequentia de septem doloribus Mariae virginis* (*Stabat mater*) und das *Dies irae* in der Totenmesse. Bisher waren nun noch keine Versuche in harmonischer Hinsicht irgendwo angestellt worden, und es ist fast unglaublich, daß die ersten 900 Jahre christlicher Zeitrechnung nichts Derartiges hervorgebracht haben. Freilich war die Harmonie in unserm Sinne auch den Griechen nicht bekannt gewesen; die Begleitung ihrer Gesänge mit Instrumenten geschah im unisono, höchstens wich einmal ein begleitendes Instrument vom Einklange nach Art unserer Wechselnoten ab. Erst um das Jahr 900 kam

aus dem flandrischen Kloster St. Amand die Kunde, daß ein Mönch Hucbald oder Uchubald daselbst Versuche einer Zweistimmigkeit mit Erfolg angestellt habe. In seinem Traktat, welchem er überall das griechische System zu Grunde legt, unterscheidet Hucbald zwei Arten des Organon; die erste erkennt er in der Begleitung einer gegebenen Melodie (*cantus firmus*) durch zwei oder mehrere Stimmen in reinen Konsonanzen (Quinten und Oktaven oder Quarten und Oktaven) in gleicher Richtung; bei der andern Art sind auch bereits durchgehende Dissonanzen zulässig und ist die Bewegung theils grade, theils Seiten- und Gegenbewegung.

Merkwürdig ist, daß noch in jener Zeit die Terz als dissonierend galt, welches Intervall doch z. B. den italienischen Opernkomponisten der rossinischen Periode (Donizetti, Bellini etc.) als höchste Potenz konsonirender Schönheit erschien, wie wir uns heutzutage auch keinen Accord ohne Terz denken können. Noch langehin geschah der Schluß vieler kirchlichen Tonstücke ohne Terz, namentlich dann, wenn die Tonart es bedingte, daß die kleine Terz (wie im Phrygischen und Aolischen) verwendet werden sollte. — Selbstredend wurden nach Hucbalds Vorgang überall die verschiedensten Versuche in der Stimmenführung mit bald mehr, bald weniger Erfolg angestellt. In den folgenden Jahrhunderten waren die Sänger des *bel canto* (die Italiener) noch immer berühmt, und wie zur Hohenstaufenzeit auf den Schlachtfeldern der Ruf „Sie Welf, hie Waiblingen“ erscholl, so hallten oft die so stillen Klosterräume in jenen Tagen wieder von dem wüsten Gezänk und dem bis zu Thätlichkeiten sich versteigenden Lärm der Mönche über den größeren oder geringeren Wert dieser oder jener Musiktheorie und Gesangsmethodik. Oft waren die Äbte genötigt, ziemlich harte Strafen diesem Streite der Parteien folgen zu lassen.

Man hört oft sagen, ein Bild, ein Gemälde bestehe aus Farben, oder diese bildeten das Gemälde; ebenso spricht man: eine Melodie bestehe aus Tönen. Erstere wie letztere Äußerung ist unrichtig, zum mindesten sehr ungenau; denn das Wesen eines Bildes besteht nicht in Farben, sondern in der Zeichnung, ebenso sind das Wesentlichste der Melodie nicht die Töne, sondern der Rhythmus, der ihr eigen ist. Ist die Zeichnung eines Portraits verfehlt, so daß Mund, Nase etc. nicht proportioniert sind, so wird die Schönheit der verwendeten Farben, die beste Karnation nichts helfen. Ebenso ist es mit der Melodie, an deren Tönen, ja schon am Klange dieser Töne der Laie sich derart ergötzen mag, daß er eben den Ton für das Wesentlichste der Melodie hält. Es ist und bleibt der Rhythmus die Hauptbedingung der Melodie. Man würde die bekanntesten Melodien, falls deren Töne in andern und verschiedenen Zeitwerten gesungen würden, schwer, zum Teil gar nicht wiedererkennen. Unter Vorausschickung dieser aphoristischen Bemerkung darüber, daß die Musik eine zeitliche Kunst sei, will ich noch desjenigen Mannes gedenken, welcher in der ange deuteten Richtung bahnbrechend geworden ist. Es ist dies Franko von Cöln

im 11. Jahrhundert, welcher als der erste eigentliche Lehrer der Mensuraltheorie anzusehen ist.

Während der Tonwert bisher von wenig bestimmbarer Größe war, wurden nunmehr die Töne genau an der verbesserten Mensuralschrift gemessen. Es blühten nun im Mittelalter nach einander folgende Kunstschulen: 1. die niederländische (Form der Motette; bedeutendster Tonsetzer: Orlando di Lasso, gest. 1594); 2. die venetianische Schule (Kunstform des Madrigals); 3. die römische Schule (Palästina, ihr größter Meister).

Von deutschen Tonmeistern jener Zeit sind Luthers Freund, der Kapellmeister Johannes Walther, Ludwig Senfl und Heinrich Isaak zu nennen. Senfls Motetten standen bei unserm Reformator in höchstem Ansehen. Solche, welche die kontrapunktische Kunst der Italiener studierten und wiederum zahlreiche Schüler heranbildeten, waren: Jakob Gallus (dessen herrlicher Satz „Ecce quo moritur justus“ das Lieblingsstück des großen Händel war); Hans Leo Hasler, Prätorius, ein vortrefflicher Motettenkomponist, und die sogenannten „drei großen S“ jener Zeit: Schütz, Schein, Scheidt.

Mit der Ausbildung des Kontrapunktes und der harmonischen Setzkunst wurde nun selbstredend auch die Eigenart der rhythmischen Formen immer bedeutender.

In melodischer und modulatorischer Hinsicht blieb das bisher geschilderte System der gregorianischen Tonreihen beibehalten, so lange die kirchliche Musik das Primat in Händen hatte; dies war der Fall bis über die Zeit der Reformation hinaus. Unhaltbar aber erwies sich nun das System der Alten, als das Volkslied das melodische Element immer mehr begünstigte, und als die Instrumentalmusik sich selbständig zu entwickeln begann.

In letzterer Hinsicht hatte hierzu wohl die Einführung der Laute als Hausinstrument den größten Anstoß gegeben. Sie war vom 14. bis 17. Jahrhundert in allen Ländern Europas ebenso populär, wie heutzutage das Klavier. Welchen Wert man auf Lautenspiel legte, möge daraus ersichtlich sein, daß neben der in jener Zeit gebräuchlichen Mensural-Notenschrift eine besondere Notierungsart für dieses Instrument eingeführt war, die sogenannte „Tabulatur“. Nach der Laute kamen die Tasteninstrumente in Aufnahme: Klavizimbal, Spinett, Positiv, Regal (beides orgelartige Instrumente).

Die erste eindringliche Veranlassung zum Aufgeben des alten Systems gab Andreas Werckmeister, 1645 bis 1707, zuletzt Organist in Halberstadt. Er redet zuerst von zwei Moden, die man statt aller bisherigen andern verwerten solle, identisch der ionischen und äolischen Tonart. Seine Hauptschrift ist: „Musikalische Temperatur, oder deutlicher und wahrer mathematischer Unterricht, wie man durch Anweisung des Monochordi ein Klavier, sonderlich die Orgelwerke, Positive, Regale, Spinette u. wohl-

temperiert stimmen könne.“ Werkmeister war auch als Organist bedeutend, und seine „Orgelprobe“, sowie die „erweiterte und verbesserte Orgelprobe“ sind Schriften, die von tiefer Fachkenntnis zeugen. Die vergeistigte Ausführung dessen, was Werkmeister ins Dasein gerufen, lag nun in der gestaltenden Hand Seb. Bachs. In ihm sind die Stilarten zweier Zeitalter vereinigt, und zwar gehört er mit gleichem Rechte der hinter ihm liegenden Periode der polyphonen Musik (des kontrapunktischen und imitatorischen Stils) an, sowie auch der Periode der harmonischen Musik, der ausgeprägten Tonalität. Er war es, der in einem seiner vielen und unsterblichen Werke, nämlich im „Wohltemperierten Klavier“, klarlegte, wie die ionische und äolische Tonart, unser Dur und Moll, durch Transposition auf alle Tonstufen für alle bisher gebräuchlichen Tonarten den besten Ersatz liefern können. Das Wesen der gleichschwebenden Temperatur, in welcher die Instrumente gestimmt wurden, bestand eben darin, daß z. B. die Töne cis und des, fis und ges 2c. gleichschwingend eingestimmt wurden, so daß nunmehr die enharmonische Verwechslung dieser Töne stattfinden kann. Demgemäß konnte also, wie dies heutzutage noch geschieht, jede Tonart transponiert auf solchem Instrumente ausgeführt werden. Darum reden wir von zwölf Durtonarten und zwölf Molltonarten, während es in Wahrheit nur eine einzige Dur- und eine einzige Molltonart giebt, welche eben identisch sind mit den beiden wiederholt genannten alten Kirchentonarten, der ionischen und der äolischen, die durch die verschiedene Lage ihrer halben Töne so verschiedenartigen Charakter haben. Die gleichschwebende Temperatur ist vorhanden für Tasteninstrumente, für Holz- und Blechinstrumente; dagegen hat sie keine Gattung für Saiteninstrumente und die menschliche Stimme. Absolute Reinheit wird daher im gleichzeitigen Zusammenwirken aller genannten Musikorgane nie zu finden sein. — Während wir Abendländer die höchste Potenz musikalischer Schönheit im Durgeschlecht erblicken, so scheint den Orientalen das genus molle der Inbegriff aller Tonschönheit zu sein; es beweist dies zur Genüge die Musik der Zigeuner (indischen Ursprungs), der Slaven und vieler innerasiatischen Völker.

Unsere Tonschrift gründet sich auf die in früheren Zeiten gebräuchlichen Notierungsweisen. Die alten Griechen verwendeten die Buchstabenschrift. Später bediente man sich der Neumen oder *Nota romana*. Es war dies eine Art musikalischer Stenographie, aus Häkchen, Punkten, Strichen und Schnörkeln bestehend, welche zunächst frei über, mitunter auch zwischen den Text gestellt wurden, weiterhin zur bequemeren Erkennung der Tonhöhe mit Hilfe einer Linie signiert wurden und nun je nach dem Tonfall der Melodie sich auf, über und unter dieser (meist rot gemalten — oft schon mit F bezeichneten) Linie hinzogen. Das St. Galler Antiphonar aus dem 9. Jahrhundert zeigt nur noch die Neumen. Dem Benediktinermönch Guido von Arezzo war es vorbehalten, das Linien-system zu erfinden. Sein größtes Verdienst besteht in der Verwertung der Notenlinien (er nahm deren vier

an), wie wir dieselben jetzt noch zur Feststellung der Tonhöhe benutzen. Gleichzeitig schrieb er den *c*- und *f*-Schlüssel vor und setzte jenen auf eine gelbe, diesen auf eine rote Linie. Guido verschmolz die Neumen- und Buchstabentonschrift auf höchst sinnige Weise und setzte diese neugewonnene Notierung in und zwischen, sowie über und unter die Linien. Guido stand bei seinen Zeitgenossen und einigen alten Musikschriftstellern in solchem Ansehen, daß man ihn den „Vater der Musik“ nannte. Mit der mehr und mehr wachsenden Erkenntnis, daß die Musik eine rein zeitliche Kunst sei, dachten die Theoretiker auch über eine bessere rhythmische Notierungsweise nach; so entstand mit der Mensuraltheorie die Mensuralschrift. *La misura* = das Maß; man maß durch beständiges Zählen die Tonzeiten an der Figur und nahm als Tempo die *Brevis* an. Diese hatte die Gestalt eines länglichen Vierecks und war wie alle Notenzeichen zunächst ausgefüllt \blacksquare . Eine *Brevis* von doppeltem oder dreifachem Werte (je nach der Perfektion und Imperfektion) hieß *Longa* \blacksquare , die doppelte (resp. dreifache) Tonlänge dieser letzteren hieß *Duplex longa* oder *Maxima* \blacksquare .

Kleinere Zeiten als die *Brevis* waren die *semibrevis*, *minima* 2c. mit Zeichen, die sich unsern Viertel- und Achtelnoten 2c. mehr und mehr nähern. Die Mensuralschrift blieb nun bis gegen das Jahrhundert der Reformation gebräuchlich. Man staunt, wenn man sieht, wie die Mönche ihre Missales (Messebücher) mit wunderschön verzierten Initialen geschmückt und mit unendlichem Fleiße die pergamentnen dicken Folianten aufs sauberste mit Text und Mensuralnoten gefüllt haben. — Ungeachtet der Fortschritte, welche die Mensuralschrift gegen die Buchstaben- und Neumenschrift aufweist, sind doch viel Unvollkommenheiten in der Darstellungsweise, und wir können uns heutzutage nur Glück wünschen, daß durch drei Zeichen: den Taktstrich, den Bindungsbogen und den Punkt neben der Note (als Augmentationszeichen) der bei weitem größte Teil der Mensuraltheorie wieder entbehrlich geworden und die Grammatik der Musik so vereinfacht worden ist, wie wir sie jetzt noch haben.

Die heut gebräuchlichen dynamischen Vortragszeichen, sowie Fremdwörter, Abkürzungen 2c. sind erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts der Tonschrift in so überreicher Weise zugefügt worden, wie wir solche jetzt haben. Man sehe sich ein Musikstück S. Bachs und seiner Zeitgenossen an, so wird man von dergleichen überaus wenig finden. Es wurde meist dem Ausführenden überlassen, sowohl bezüglich des Tempos, wie der dynamischen Belebung nach individueller Auffassung das Richtige zu treffen, resp. den Intentionen des Komponisten gerecht zu werden.

P. Blumenthal.

Einige Winke, die Lautiermethode betreffend.

Da die Lautiermethode auch in unsern Schulen immer mehr Eingang findet, so möchte Schreiber dieses sich erlauben, diejenigen Punkte anzugeben, die ihm, nach langjähriger Erfahrung, für das Lesenlernen nach der Lautiermethode von besonderer Wichtigkeit erscheinen. Nicht von der ganzen Lautiermethode soll die Rede sein, sondern es sollen nur die Hauptpunkte erwähnt werden, die nie aus dem Auge zu lassen sind, wenn den Kleinen nutzlose Quälerei und dem Lehrer Enttäuschungen erspart werden sollen.

1. Der Lehrer spreche die Laute erst richtig, klar und deutlich vor und halte mit Konsequenz darauf, daß die Kinder sie ebenso nachsprechen.

2. Die Laute dürfen nicht anders klingen, als sie beim korrekten Lesen und Sprechen lauten.

3. Man gehe zuerst recht langsam voran und nehme die Kleinen nicht länger als zehn Minuten zur Zeit vor, dafür aber desto öfter. Wenn die Kinder einigermaßen an Aufmerksamkeit gewöhnt sind, können die Übungen nach und nach ausgedehnt werden.

4. Wer im Besitz einer Lesemaschine ist (und diese sollte in keiner Elementarklasse fehlen), setze auf die unterste Leiste derselben alle kleinen Buchstaben, welche die Kinder bereits gelernt haben. Diese Buchstaben müssen jeden Tag zweimal vorwärts, rückwärts und außer der Reihe lautiert werden, bis die großen Buchstaben an die Reihe kommen.

Diese Übung ist doppelt nötig: erstens um der Schwachen willen, zweitens um der Kinder willen, die wegen Krankheit die Schule versäumen mußten und diesen oder jenen Buchstaben nicht lernen konnten.

Ist keine Lesemaschine vorhanden, so verschaffe der Lehrer sich drei Lesetafeln: eine mit dem kleinen und dem großen Alphabet, eine mit Wörtern, in denen, wenn möglich, alle kleinen Buchstaben vorkommen, und eine, auf welcher alle großen Buchstaben als Anfangsbuchstaben von Wörtern vertreten sind. Solche Tafeln sind für die Wiederholung von großem Vorteil.

5. Zur Abwechselung im Unterricht, sowie auch zur Übung und Befestigung der Laute nehme man neben den regelmäßigen Übungen in der Fibel täglich das ganze Alphabet mit den Kleinen durch, indem man, mit einem Stäbchen auf einen Buchstaben zeigend, den betreffenden Laut gut vorspricht und ihn von den Kleinen im Chor nachsprechen läßt. Es wird sich herausstellen, daß die Kinder dies gerne thun, und der Vorteil dabei ist, daß sie, wenn sie zu den großen Buchstaben kommen, die meisten derselben schon kennen. Zugleich ist es eine Wiederholung der bereits gelernten Laute.

Sobald die großen Buchstaben in der Fibel an die Reihe kommen, muß man das Alphabet an der Lesemaschine oder Lesetafel nur noch außer der Reihe durchnehmen, aber dabei immer noch beim Vorsagen bleiben,

selbst wenn die Kinder die Buchstaben schon alle kennen, damit die korrekte Aussprache recht befestigt werde.

6. Wenn zwei Laute zusammengezogen werden sollen, so lasse man zu Anfang den ersten Laut etwas länger anhalten, damit sich die Kinder erst alle auf den zweiten besinnen können. Dies ist aber nur so lange nötig, bis die Kinder zwei Laute gut miteinander verbinden können. Kommt man zu den Silben und Wörtern, so ziehe man einen Laut zum andern, ohne abzusetzen, und kümmere sich nicht um die einzelnen Silben der Wörter. Syllabierübungen sind extra außerhalb der Lautierübungen zu treiben, niemals mit denselben zu verbinden. Jedes Absetzen hinter einzelnen Lauten oder Silben verwischt die Deutlichkeit des Wortes und verwirrt das Kind in der Aussprache.

7. Der Lehrer der Kleinen habe sonderlich bei diesem Unterricht unermüdlige Geduld und Ausdauer. Die wahre Geduld überwindet alle Schwierigkeiten, die uns besonders beim Lesenlehren entgegentreten. Ist der Lehrer ruhig und geduldig, so werden die Kleinen von selbst aufmerksamer; sie bleiben bei der Sache, und die gute Frucht kann nicht ausbleiben. Des Lehrers Ungebuld aber verwirrt das Kind. Es beschäftigt sich dann im Geist mehr mit dem zornigen Manne und mit seinen Rienen und Gebarden als mit den Lauten, die es lernen soll, und der Unterricht ist ein verfehlter für das Kind und seinen Lehrer.

Darum, wer die nötige Geduld nicht hat, der muß den lieben Gott fleißig um diese köstliche Gabe bitten; und wer sie hat, der muß auch beten, daß sie ihm erhalten bleibe.

A. Arnhold.

Litterarisches.

Margarete Lenf. Kinderherzen. Vier Erzählungen. Zwickau in Sachsen. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 206 Seiten. Preis: In Leinwandband 75 Cts.

— Des Pfarrers Kinder. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Mit Titelbild; klein Oktav. 298 Seiten. Preis: Gebunden in Ganzleinwand \$1.00. Beide Bücher zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Dies sind zwei herrliche Bücher, jedes eine wertvolle Bereicherung einer christlichen Hausbibliothek und einer Jünglings- und Jungfrauen-Vereins-Bibliothek. Die Verfasserin ist eine deutsche Pfarrfrau, die es versteht, in dem menschlichen Herzen, sonderlich auch in dem der Kinder, zu lesen, und in natürlicher, anmutiger Sprache zu reden. Mit dem höchsten Anteil folgt man ihren Schilderungen, die anschaulich und konkret sind, einerlei, ob die Erzählung sich im engen Rahmen eines kleinen Hauses bewegt oder einen gewaltigen historischen Hintergrund hat. Ein

wahrhaft christlicher, von allem Gemachten und Pietistischem freier Geist weht durch diese Erzählungen. Wo von Sünde und Schande Meldung geschehen muß, da geschieht es in rechter Weise. Mögen beide Bücher viele Leser und Leserinnen finden und so den Segen stiften, den die Erzählerin im Auge hat!

K.

Luthers Sämmtliche Schriften. Auslegung des Alten Testaments.

VI. Band. 1837 Seitenpalten. 4°. In Leder gebunden. Preis: \$3.75. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1897.

Dieser Band enthält Luthers Auslegungen über die großen und etliche der kleinen Propheten, nämlich Hosea, Joel und Amos. Von den Luther-Funden der Neuzeit sind in diesen Band neu aufgenommen die Auslegungen über die Propheten Hosea, Joel und Amos nach den Zwickauer Handschriften und die der beiden letztgenannten Propheten nach der Altenburger Handschrift. Die bei Dietrichschen Abweichungen sind in den Noten angegeben. Das Vorwort (XIV Seiten) läßt erkennen, welch große Arbeit auch bei Herstellung dieses Bandes von Herrn Prof. A. F. Hoppe zu erledigen war. „Gott wolle auch zum Laufe dieses Bandes seinen Segen geben!“ —

K.

15 auserlesene Lieder für vierstimmige Männerchöre. Bearbeitet und herausgegeben von H. Ilse, Collinwood, D.

Diese Lieder bilden einen Anhang zu dem „Sängerfreund“, einer Sammlung von Männerchören von demselben Herausgeber. In Bezug auf Gesänge für vierstimmigen Männerchor, die man unbedenklich unsern ev.-luth. Sängern empfehlen könnte, ist die musikalische Litteratur noch nicht so reichhaltig, daß nicht eine Sammlung, wie die vorliegende, auch Raum fände. Sie bietet ansprechende, leicht ausführbare Lieder ernsten und heitern Inhalts und verdient den Vorzug vor den meisten Sammlungen für Männerchöre, weil der Text durchaus rein und unanständig ist. Der Preis dieses Heftes ist 20 Cents.

H. R.

Anhang zu den „Lieder-Perlen“. Preis: Steif broschiert in Leinwand 15 Cts. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House.

Dieser Anhang zu den „Lieder-Perlen“, der 68 deutsche und 12 englische Lieder enthält, wird vielen Lehrern willkommen sein, weil unter den in gutem zweistimmigen Satze dargebotenen Liedern eine große Anzahl zwar allgemein bekannter, aber echter Liederperlen vorhanden ist, die man in der unter diesem Namen herausgegebenen Lieder Sammlung ungern vermißt hat. Besonders ist es lobend hervorzuheben, daß sich darunter einige der schönsten Kirchenmelodien in zweistimmigem Satze finden; auch die Auswahl der englischen Gesänge ist hinsichtlich ihrer Melodien und Texte vortrefflich. Hoffentlich wird diese ergänzende Lieder Sammlung in allen Schulen in Gebrauch kommen, wo sich die „Lieder-Perlen“ eingebürgert haben.

E. S.

A Short Exposition of Dr. Martin Luther's Small Catechism.

VI and 152 pp. Cloth bound. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. Price, 20 cts.

A school edition of the English version of the German Catechism lately adopted by our synod. The translation, by Prof. A. Graebner, was printed in the „Theological Quarterly“ and, after careful revision, has now been published in a neat and presentable form. The text of the Enchiridion is the

one authorized by the Synodical Conference. The exposition consists of 351 questions and answers interspersed with 544 verses from Scripture, thus giving ample proof and testimony. A feature which certainly will meet with special endorsement from all sides, are the well chosen and numerous references to Bible History for the purpose of illustration. We hope to see this handy volume in the hands of many catechumens now undergoing a course of instruction preparatory to confirmation. May this English version become instrumental toward establishing a large number of English Lutheran parochial-schools and congregations. Pastors and teachers, we think, will find that this condensed catechism makes them adhere to the text and still sets forth the rich Treasures of Truth contained in that simple form, at the same time giving to the children the "sincere milk of the word" to make them wise unto salvation through faith which is in Christ Jesus. L.

Altes und Neues.

Inland.

Öffentliche Schulen in Illinois. Der Jahresbericht des Superintendents Inglis, zusammengestellt aus den Berichten sämtlicher County-Superintendents, giebt die Zahl der im Jahre 1896 eingeschriebenen Schüler der Staatsschulen auf 898,619. Für 1897 waren es 920,425. Der Schulbesuch jedes Kindes betrug im Durchschnitt 119.7 im Jahre 1896, 1897 aber 120.8 Tage. Die Durchschnittszahl der Monate, in denen Schule gehalten wurde, betrug 1897: 7.5, ebensoviel wie in 1896. Die Zahl der Schulhäuser beträgt 12,683, wovon 200 während des letzten Jahres errichtet wurden. Hochschulen giebt es 283 im Staate, eine Zunahme von 12. Nicht weniger als 25,541 Lehrer, 125 mehr als im vorigen Jahre, waren an den Schulen thätig. Privatschulen werden 864 angegeben, 192 weniger als das Jahr zuvor. Die Zahl der Schüler in diesen Privatschulen beläuft sich auf 135,542, eine Abnahme von 1427. L.

Präsident Harper von der Chicagoer Universität hat dem Mayor erklärt, das Chicagoer Schulwesen sei, soweit Unterrichtsmethoden und Studien-gang in Betracht kämen, gänzlich veraltet und bedürfe dringend einer gründlichen Reformation. Welche Reformationen Herr Harper ins Auge gefaßt hat, welches System er an Stelle des jetzt durchgeführten setzen wolle, darüber hat er sich noch nicht geäußert. Er hält sich gegenwärtig im Osten auf, und da auch Mayor Harrison noch nicht einmal die Commission ernannt hat, welche aus Chicago ein Schulparadies machen und an deren Spitze Herr Harper treten soll, so werden wir uns wohl noch etwas gedulden müssen, bis wir die Morgenröte dieser neuen Ära anbrechen sehen. Was jedoch so hier und da über gewisse Vorgänge in unserm Schulwesen verlautet, sollte eigentlich zu der Annahme berechtigen, daß nicht das würdige, vielleicht der Gegenwart etwas nachhinkende Alter das große Wort da führe, sondern im Gegenteil Hypermodernität — Anschauungen, die selbst im 20. Jahrhundert noch sehr gewagt erscheinen dürften. Oder wird man es etwa als aus pedantischer Großvaterzeit herkommend bezeichnen, wenn junge Damen, welche zwei oder drei Monate lang mensa decliniert und amo zu conjugieren — versucht haben, im vierten Monat lateinischen Unterricht an einer städtischen Schule erteilen? Sollte es nicht vielmehr noch kommenden Zeitaltern vorbehalten sein, solche Neu-Pädagogik zu treiben?! Aber Chicago ist ja in allem der

übrigen Welt um Menschenalter voraus, und so erleben wir denn jetzt, noch im altväterischen 19. Jahrhundert, daß an der Burr-Schule seit dem Beginn dieses Schuljahres lateinischer Unterricht von verschiedenen Lehrerinnen erteilt wird, welche die vorhergegangenen Ferienmonate dazu benützt haben, um sich selbst soviel einzupauken, daß es für einige Halbstunden wöchentlich ausreicht. Diese Schule, an North und Ashland Ave. gelegen, hat zahlreiche deutsche Schüler, und die Teilnahme am deutschen Unterricht war in derselben stets stark. Da nun aber die jungen Damen, welche diesen „klassischen“ Unterricht erteilen, damit sich eine Gehaltszulage verdienen, und die Teilnahme am lateinischen, wie am deutschen Unterricht zugleich nicht gewünscht wird, so macht sich seit Einführung dieses „Improvement“ ein Abfall in der Zahl der am deutschen Unterricht teilnehmenden Schüler bemerkbar. Prinzipal C. S. Bartholf, selbst von deutscher Abstammung, soll dem durch Begünstigung des sogenannten lateinischen Unterrichts Vorschub leisten. Ganz abgesehen von der Qualität dieses lateinischen Unterrichts, der so den Zöglingen einer städtischen Schule geboten wird, ist derselbe augenscheinlich in der Burr-Schule ganz zwecklos, weil sie hauptsächlich von den Kindern ärmerer Klassen besucht wird, welche aus der Schule direkt in das Leben treten müssen. Verhältnismäßig nur wenige junge Männer und Mädchen, welche diese Schule absolviert haben, besuchen die Hochschulen; die allermeisten haben sofort den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, und dabei werden ihnen die paar lateinischen Brocken, welche ihnen auf die besagte Weise eingetrichtert werden könnten, gewiß nichts nützen. Deutsche Familienväter haben schon verschiedentlich darüber Klage geführt, daß ihren Kindern geraten wurde, den deutschen Unterricht aufzugeben und lieber am lateinischen teilzunehmen.

Eine germanistische Bibliothek. Für die New Yorker Universität hat ein in New York wohnender Herr, der seinen Namen nicht genannt zu haben wünscht, und der, wie aus der von ihm getroffenen Auswahl hervorgeht, ein gründlicher Kenner der germanistischen Litteratur ist, eine umfangreiche germanistische Bibliothek gestiftet. Vor kurzem ist die erste Sendung der in Deutschland zusammengestellten Sammlung angelangt. Sie umfaßt u. a. das riesige unter dem Titel „*Monumenta Germaniae historica*“ bekannte, bis jetzt 37 Foliobände zählende, für die Geschichte und Rechtskunde Deutschlands im frühen Mittelalter höchst wichtige Sammelwerk, ferner die bis jetzt 211 Bände zählende, unter dem Namen „Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart“ bekannte Publikation, die „Bibliothek der deutschen Nationallitteratur“, die bis jetzt mehr als 30 Bände mittelhochdeutscher Litteratur umfaßt. Unter den vielen übrigen Werken befindet sich auch ein Exemplar von Grimms „*De Hildebrando*“, das sich einst in der Bibliothek des berühmten Prof. Maßmann befand und von ihm mit handschriftlichen Bemerkungen versehen wurde. Auch ein auf photographischem Wege hergestelltes Faksimile der „*Jenaer Liederhandschrift*“ befindet sich in der Sammlung. Demnächst werden weitere Sendungen anlangen und sobald die ganze Bibliothek aufgestellt ist, wird allen, die sich für Germanistik interessieren, eine Gelegenheit zu gründlichem Studium geboten sein, wie sie in den Vereinigten Staaten kaum eine zweite Bibliothek gewährt.

Auf einer Landlehrerversammlung in Georgia ist dieser Tage die Frage der körperlichen Züchtigung in den Schulen einer sehr ernstlichen Beratung unterzogen worden, mit dem Ergebnis, daß der folgende Beschluß angenommen wurde: „Wir verdammen die Bewegung zur Abschaffung der körperlichen Züchtigung in unsern Schulen als unweise, verderblich und gefährlich, und weisen die Sophismen grossprecherischer Doktrinäre unbedingt zurück!“ — Wir glauben schon, daß in Georgia, wo die Jugend noch ziemlich urwüchsig heranwächst, ein Lehrer, der nicht zumeilen

von seinen Muskeln Gebrauch macht, einen ziemlich schlimmen Stand haben würde. Und nebenbei halten wir eine körperliche Züchtigung in gewissen Fällen, namentlich bei offenbarem und böswilligem Ungehorsam, durchaus für angebracht — natürlich auf Körperteile, wo dieselbe keinen Schaden anrichten kann.

Doktor Diplom für einen Hausknecht. Mit welcher Leichtigkeit hierzulande „Doktor Diplome“ erworben und ganz ungebildete und unfähige Menschen als Ärzte auf die Menschheit losgelassen werden können, zeigt wieder ein Fall, der aus Williamsport, Pa., gemeldet wird. Die Ärzte-Gesellschaft von Lycoming County wandte eine gelungene List an, um zu beweisen, daß ein Arzt, Namens Libby, aus Boston, widerrechtlich den ärztlichen Beruf ausübe. Libby hatte die Ärzte-Gesellschaft, die ihn wegen Kurfischerei verhaften ließ, auf hohen Schadenersatz verklagt. Er besitz ein ärztliches Diplom vom „Independent Medical College“ in Chicago, und um die Wertlosigkeit dieses Dokumentes zu zeigen, veranlaßten die Doktoren in Williamsport einen Hausknecht, Namens Reish, sich bei genanntem College um ein Diplom zu bewerben. Diesem Manne überlieferte das College eine Liste von zehn Fragen, nach deren Beantwortung er bei Mitsendung von 25 Dollars das Diplom als Arzt erhalten sollte. Reish erwiderte, daß er im Begriffe sei, eine Reise zu machen, und keine Zeit habe, den Prüfungsbogen zu beantworten; das Diplom müsse bei Nachnahme von 25 Dollars sofort gesandt werden. Auf den Köder biß denn auch das sogenannte College an, und Reish bekam die Bescheinigung, daß er fähig sei, den ärztlichen Beruf auszuüben, welche nun in einem gegen Dr. Libby einzuleitenden Prozesse figurieren wird.

Eine Farm für Schulschwänzer. Die Pittsburger Schulbeamten haben die Idee der Errichtung einer Schulschwänzer-Farm, auf welcher die Schulschwänzer der Stadt ebenso wie in den öffentlichen Schulen unterrichtet werden können, in Erwägung gezogen. Superintendent George J. Luckey unternahm zu diesem Zwecke vor kurzem eine Inspektionsreise nach einigen der östlichen Städte. In Brooklyn fand er, daß die Schulschwänzer-Farm zur vollsten Zufriedenheit „arbeitete“, und er betrachtet eine solche als das beste Mittel zur Lösung der Zwangserziehungs-Frage.

Aus dem Leben abgerufen ist in Milwaukee nach längerem Leiden unser Kollege, der Lehrer Gottlob Bärlein von der ev.-luth. Immanuel-Gemeinde. „Die Todesursache war Magentkrebs. Herr Bärlein, der einer alten Lehrerfamilie entstammt, wurde am 23. Mai 1849 zu Erdmannshausen in Württemberg geboren. Nach vollendeter Schulzeit präparierte er bei verschiedenen Lehrern und trat dann in das Lehrerseminar zu Lichtenstein ein. Als er seine Studien in der Anstalt vollendet und seine Prüfung als Lehrer bestanden hatte, wurde er am 10. October 1868 als Lehrer in seiner Heimat angestellt. Bald darauf wanderte er nach Amerika aus, landete in New Orleans und fand hier eine Anstellung in der ev.-luth. Johannes-Gemeinde des Herrn Pastor Liebe. Zu seiner weiteren Ausbildung suchte er noch die Anstalten der Missouri-Synode in St. Louis und Addison und wirkte vorübergehend an den Gemeinden zu Peoria, Ill., und Kirchhain, Wis. Seit dem 1. Dezember 1873, also seit 24 Jahren, wirkte er an der Milwaukeeer Immanuel-Gemeinde. Vor etwa vier Jahren feierte er sein 25jähriges Amtsjubiläum.“

Ausland.

Die Berliner „Vörsenzeitung“ schreibt: Die Schiefertafel ist mit Beginn dieses Wintersemesters in den untersten Klassen der meisten Gemeinde- und Vorschulen Berlins so gut wie abgeschafft worden. Auf einzelnen Anstalten, z. B. in der Victoriafschule, wird sie überhaupt nicht mehr gebraucht, und auf andern Lehranstal-

ten müssen die kleinen Abc-Schützen bereits nach 14 Tagen ihre Schreib- und Rechenübungen in Hefen anfertigen. Mit den Erfolgen dieser schon im letzten Sommersemester erprobten Methode ist man recht zufrieden, nur daß den Lehrern dadurch eine bedeutend größere Arbeit verursacht wird. Auch erwachsen den Eltern durch die neue Methode einige Mehrkosten, die indessen den Betrag von monatlich 20 Pfennigen nicht erheblich übersteigen, da jedes Kind durchschnittlich alle vier Wochen zwei neue Hefte, ein Rechen- und ein Schreibheft, gebraucht. Die Klederei beim Schreiben mit der Feder ist nach den Versicherungen von Schulmännern nicht so arg, wie befürchtet wurde.

Die Generalsynode für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, welche vor kurzem abgehalten wurde, beschloß einstimmig die obligatorische Einführung der Katechismus-Auslegung von Dr. v. Buchrucker, wie auch der bereits in 50. Auflage erschienenen Biblischen Geschichte desselben Verfassers, welche beide als treffliche Schulbücher bekannt sind. Wegen einer Verminderung des religiösen Memorierstoffes (Bibelsprüche und Kirchenlieder), wofür der Synode ein Antrag vorlag, sollen erst die Kirchenvorstände und Diöcesansynode gehört werden, ehe die Generalsynode darüber verhandeln will. Bezüglich des Bibellesens in der Volksschule bestand sie auf der Beibehaltung der ganzen Bibel und lehnte den Gebrauch der sogenannten Schulbibel ab.

Aus Breslau kommt die Kunde, daß am 29. November der Komponist und Meister auf der Orgel Reinhold Succo im 61. Jahre (geb. 29. Mai 1837 in Görlitz) gestorben ist. Ein Schüler Grelis, gehörte er zu jener Gruppe von Musikern, die in der reinen Vokalmusik, besonders im Palästrinastil, die höchste Blüte aller musikalischen Kunst erblickten.

Ungarn. Die Bestrebungen der Socialdemokratie, schreibt die „*N. E. Z. R.*“, finden unter den Volksschullehrern Ungarns immer weiteren Boden. Der „socialistische Lehrerverband“ hat eine Landeskonferenz der Gesinnungsgeoffenen auf Weihnachten dieses Jahres einberufen behufs Organisation der ungarischen Lehrerschaft auf socialistischer Basis. Bisher haben aus 39 Komitaten Teilnehmer an dieser Konferenz sich angemeldet. Die Vorbereitungs-Komitee arbeitet ein Memorandum aus, das dem Unterrichtsminister vorgelegt werden soll. Diese Denkschrift enthält u. a. die Forderung: „Der Religionsunterricht ist aus sämtlichen Schulanstalten hinauszumweisen, der Ort desselben ist die Kirche. Die Schule gehört dem Staate, die Kirche begnüge sich mit dem Bet- oder Gotteshause. Die Lehrerbildung ist zu reformieren und den Konfessionen ohne jeden Vorzug wegzunehmen.“

Frankreich. Wie übel es mit der „allgemeinen“ Schulbildung in manchen Gegenden Frankreichs noch bestellt ist, zeigt der soeben veröffentlichte „Bericht über das Schulwesen“ im Departement Haute Vienne, dessen Hauptort Limoges ist. Darnach waren von den für den Militärdienst Ausgehobenen des Jahres 1897 fast 18 vom Hundert des Lesens und Schreibens unkundig. Viel schlimmer noch war das Verhältnis in einigen ländlichen Bezirken des Departements. In Châteauneuf befanden sich unter 164 Rekruten 64, in Rochepouart unter 116 Rekruten 58 und in Saint Mathieu unter 137 sogar 85, also mehr als zwei Drittel Analphabeten. Es ist lehrreich, mit diesen Zahlen die Ergebnisse der Rekruten-Prüfungen im Deutschen Reich zu vergleichen, die in dem soeben ausgegebenen 4. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs zusammengestellt sind. Darnach wurden im letzten Etatsjahr 1896/97 in das Heer und die Flotte 250,931 Rekruten eingestellt, bezw. auf ihre Schulbildung geprüft. Von dieser Zahl hatten 250,083 Schulbildung in der deutschen Sprache, 563 Schulbildung nur in einer andern Sprache und 285 waren ohne Schulbildung, das heißt, konnten weder lesen noch ihren Namen schreiben.

Korrespondenz-Edel.

1. **W. in M.** It is true that an abstract quantity can not be contained in a concrete quantity. Whether your problem: $\$25 \div \frac{1}{5}$, can be solved or not, depends entirely upon what is required. Nobody can find how many times $\frac{1}{5}$ are contained in $\$25$; but:

$\$25 \div 5$ means evidently: Find $\frac{1}{5}$ of $\$25$;

$\$25 \div \frac{1}{5}$ " " " $\frac{1}{5}$ of $\$25$.

Hence, by the well known rule for division, your problem means: Find $\frac{1}{5}$ of $\$25$; i. e. $\frac{1}{5} \times \$25 = \5 . R.

2. **Hrn. K.**, wahrscheinlich in Klagenfurt wohnhaft. — Sie jammern und zeter'n, daß das „Schulblatt“, indem es Probeabzüge von künftigen Schulbüchern liefere, „Makulatur drucke“. Sie schreiben: „Wohl erkenne ich die Notwendigkeit der Verteilung der Probeabzüge an. Aber bei solchen Büchern, die nachher bei Zehntausenden verkauft werden, sollte wohl soviel herauskommen, daß man, wenn auch nicht an jeden Lehrer und Pastor, so doch zum allerwenigsten an jede Schule unserer Synode ein Exemplar schickte, dann würde auch der Zweck erreicht. Denn es lesen ja nicht die Hälfte aller Pastoren und Lehrer das „Schulblatt“. Der Jammer ist nur der: Die meisten Kollegen ärgern sich und schweigen, wo sie reden sollten, und schimpfen, wo's nichts hilft, — hinten herum, oder sagen: „Es bezahlt sich nicht, das „Schulblatt“ zu halten!“ damit glauben sie dann ihre Pflicht gethan zu haben.“ Sie erklären es daneben für „eine Beleidigung und für einen Diebstahl an den Lesern“, daß man ihnen im „Schulblatt“ solche Probeabzüge biete. Sie sagen: „Ist es da ein Wunder, daß in der ganzen Lehrerschaft das Urtheil lautet — das „Schulblatt“ ist zu teuer!? Es ist eine Schande für die ganze Synode. Jedes Jahr wird damit geprahlt: „So viel wirft unser Verlag ab!“ Dabei erklärt man dann: „Der Verlag kann's nicht erschwingen, Probeabzüge von Büchern frei zu liefern; die Synode mit ihren Hunderttausenden von Gliedern kann's auch nicht, darum müssen es die paar Hundert Leser des „Schulblatts“ thun.“ Aber nicht halb so hitzig, mein lieber Freund! Nachdem beim Katechismus die von der Synode selbst beschlossene vorgängige Veröffentlichung im „Schulblatt“ die regste und lebendigste Teilnahme erweckt und mit dazu geholfen hatte, daß nun ein freudig begrüßtes und gerne gebrauchtes Buch unter Gottes Hilfe entstanden ist, haben ja auf der letzten Delegatensynode (wie auch schon früher) die anwesenden Lehrer selbst sich aufs stärkste dahin ausgesprochen, daß man auch bei andern für die Schule bestimmten Büchern vorher im „Schulblatt“ entweder das Ganze oder doch so viel bringe, daß man urtheilen könne. Wenn Ihnen eine „Schulblatt“-Nummer darum „Makulatur“ ist, weil ja nachher Zehntausende von Exemplaren verkauft werden, so denken dagegen zehn bis fünfzig andere Lehrer: „Bei solchen Büchern, die nachher bei Zehntausenden verkauft werden sollen, wie die Language Lessons und ähnliche, lohnt es sich wohl, sie zuvor dem allgemeinen Urtheile der Kollegen zu unterbreiten, damit nicht etwa Makulatur gedruckt werde.“ Und warum sollte dies Unterbreiten nicht durchs „Schulblatt“ geschehen? Es ist doch das Organ für die, welche Schule halten. Lesen es viele nicht, von denen man billig erwarten sollte, daß sie es hielten, wie es denn ja freilich in jedem Stande Leute giebt, die nichts mehr zu lernen haben, weil sie alles längst nicht nur wissen, sondern besser wissen, so haben sich diese nicht zu beklagen. Es giebt kein Schulbuch unter der Sonne und unter dem Monde, das diese nicht, wenn sie es auch

nur fünf Minuten überblättert haben, in allen seinen Schwächen durch und durch erkannt hätten. Sie würden es besser gemacht haben, selbstverständlich. Nur fällt's, wenn es sich um Anfertigung eines nötigen Lehrbuchs handelt, in und außer den Lehrerkreisen keiner Seele ein, an sie zu denken. — „Das ‚Schulblatt‘ ist zu teuer“ — das soll in der ganzen Lehrerschaft das Urteil sein? Das klingt eben, als wenn in Wahlzeiten ein Stumpredner immer sagt: „Das Volk will, das Volk“ — und schließlich ist's nur er oder eine Clique in seinem Wahlkreis. Als das „Schulblatt“ \$1 kostete, da wollte das Volk, wirklich das Volk der Lehrer, das heißt, die überwiegende Mehrzahl der Lehrerkonferenzen, es sollte wieder ein \$2-Blatt werden; und Beiträge wurden versprochen, zum Teil regelmäßige. Sie sind auch gekommen und kommen noch, wenn auch nicht regelmäßig. Daß nicht alles Aufnahme finden kann, was ein schreibseliger Kollege produciert, ist selbstverständlich; und wenn ein dadurch Gefränkter dann sein Eisen in der Galle rosten läßt und als grossender Achilleus müßig bei den Schiffen sitzt, und in seinem Zorn ein bißchen wetterleuchtet, so muß die Redaktion das tragen, und die Leser des „Schulblattes“ freilich auch. Aber das vergeht auch wohl wieder, wie bei Achilleus, und zwar billig. Unvergänglich und unverwundlich aber scheint freilich schon seit 200 Jahren das Lehrerlaster der Kritizier- und Rörgelsucht zu sein, so daß ich gerne glaube, wenn zu den Zeiten des Herkules schon Lehrerkonferenzen gewesen wären, so hätte Eurystheus ihm eine der zwölf Arbeiten erlassen und ihn statt dessen auf eine solche Konferenz geschickt mit dem Auftrag, sie unter einen Hut zu bringen. Wie lehrreich, wenn ihm auch das gelungen wäre! und wie viel begreiflicher wäre der Mythos, der ihn hernach unter die Olympier versetzt!

K.

3. Frn. S. in A. In Ihrer Schule kamen folgende Fragen und Antworten vor, die ich auch andern gern mitteile. Wie lautet die Summa der ersten Tafel? Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seligkeit und von ganzer Gemüthlichkeit. — Warum brachte der liebe Gott alle Tiere vor Adam? Er sollte sie mit Äpfeln füttern. — Wen setzte Gott vor den Eingang zum Paradies? Die Schlange.

4. Frn. Koll. P. in G., R. G. Sie erlauben schon, daß ich zur allgemeinen Kenntnissnahme aus Ihrem Briefe, der mich herzlich erfreute, einige Stellen heraushebe. „Es gefällt mir hier sehr gut, so gut, daß ich mit keinem andern tauschen wollte.“ (Das verdient ja 1.) „Was erstlich die Leute anlangt, so muß man es ihnen lassen, daß sie sehr reinlich sind für Leute ihrer Rasse [Neger]. Sonntags erscheinen alle schön sauber gekleidet in der Kirche und Sonntagsschule und hören so andächtig zu, wie ich es sonst noch nirgends wahrgenommen. Wenn man sieht und hört, wie es in den andern Negerkirchen hier zugeht, so schaudert einem. So ein Heidenlärm! Während der „brother“ So-und-so betet (phantasiert), stöhnt die ganze Menge: Lord, yes, oh, yes! So geht es in einem fort. Dann wird eine Predigt gehalten für diejenigen, welche auf der Bußbank sitzen. Vor einigen Wochen hat hier ein kleines farbiges Mädchen (12 Jahre alt) in allen Kirchen gepredigt. Sie gab vor, daß sie inspiriert wäre und sich noch ganz gut erinnern könne, wie sie mit 18 Monaten den Glauben erlangt habe. Ohne \$5.00 fing sie gar nicht an zu predigen. Die Leute sind diesem Ding nach- und zugelaufen, als ob sie tausend Dollars erhielten für jede Predigt, die sie anhörten. Unsere Glieder hier sehen erst zu, was die Bibel sagt zu solchen Dingen und gehen nicht hin. . . . Meine 62 Kinder haben in diesen drei Wochen schon \$1.49 beigetragen zur Schule; viel für arme Negerkinder. . . . Bei meiner Einführung hatten mir die Leute vorher im Pfarrhause schon eine Überraschung zuteil werden lassen. Ice-cream und

Wassermelonen wurden serviert; letztere sind für 2—3 Cents per Stück zu haben.“ Alle Ihre Klassengenossen werden sich über Ihre Nachrichten freuen und mit mir wünschen, daß Ihnen Gott auch ferner guten Mut und Freudigkeit auf Ihrem dunklen Arbeitsfelde erhalte und mehre, auch wenn anstatt Ice-cream und Wassermelonen andere Dinge serviert werden, was wohl nicht ausbleiben wird. Missionieren Sie nur in der Schule, durch treue Arbeit, fleißiges Gebet und häufige Hausbesuche weiter, und Gott wird Ihre Arbeit gewißlich segnen. — Denjenigen Ihrer Klassengenossen, der Ihnen örtlich wohl am nächsten war, Otto Steege, hat der Herr der Ernte schon abgerufen. Nur Einen Tag hat er in Chattanooga Schule gehalten. Wie seine Gemeinde nach seinem am 9. September erfolgten Tode sein gedacht hat, werden Sie in der „Rundschau“ gelesen haben. Am 12. September wurde er in Dundee begraben. 17 Seminaristen gingen mit mir dorthin. Sie sangen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende; und ich predigte über Hos. 6, 1: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn Er hat uns zerbrochen, Er wird uns auch heilen; Er hat uns geschlagen, Er wird uns auch verbinden.“ Ein großes Volk aus der Stadt war da, zu weinen mit den Weinenden. Was Steege auf seinem Krankenlager gelitten, das war noch den im Tod erstarrten Zügen abzusehen. Er ist im Frieden Gottes gestorben und ruhe im Frieden!

K.

5. Hr. H. in H. Wenn wir unsern Anstaltsstundenplan nach dem von Ihnen angegebenen Muster reformieren wollten, müßten wir ihn deformieren. Das thun wir einstweilen noch nicht. Bei den unläugbaren Mängeln, die ihm anhaften, ermöglicht er doch eine bessere und vernünftigere Arbeit, als die geistige Entenmast, die Ihr Plan befürwortet.

K.

6. Hr. S. Warum muß immer ein Quadrat herauskommen, wenn man alle Ungeraden von 1 an bis zu einer beliebigen Stelle addiert? Das können Sie sich eigentlich selbst leicht austuteln. Wenn in einer arithmetischen Progression das erste Glied mit a , das letzte mit t , die Anzahl der Glieder mit n und die Summa derselben mit s bezeichnet wird, ist — wie Sie wissen — immerdar $s = \frac{1}{2}n(a + t)$. Nun aber ist in jeder arithmetischen Reihe, die alle Ungeraden bis t enthält, $n = \frac{1}{2}(t + 1)$; und $a = 1$. Durch Substitution erhält man dann $s = \left(\frac{t+1}{2}\right) \times \left(\frac{1+t}{2}\right)$ oder $s = \left(\frac{t+1}{2}\right)^2$.

K.

7. Hr. R. Von den beiden mir bekannten, von der American Book Company herausgegebenen Kopfrechenbüchern gebe ich der von Alfred Kirk und M. R. Sabin in zwei kleinen Bändchen herausgegebenen Oral Arithmetic bis jetzt den Vorzug vor der von W. Milne besorgten Mental Arithmetic, die erst kürzlich erschien. Die letztere stellt an das Zahlengedächtnis des Durchschnittsschülers meines Erachtens zu hohe Ansprüche, enthält aber schätzenswerte methodische Winke in größerer Anzahl.

K.

8. A School History of the United States by John Bach McMaster ist ganz kürzlich im Verlage der American Book Company erschienen, 476 S. 8°. Nebst Appendix, die Unabhängigkeitserklärung und die Konstitution der Vereinigten Staaten auf 16 Seiten enthaltend. Papier und Illustrationen gut. Was ich bis jetzt vom Text gelesen, bleibt hinter dem kleinen Eggleston zurück. Für unsere Schulen ist das Buch jedenfalls zu umfangreich.

K.

